

Gerhard Vinnai

Zur Psychoanalyse des Krieges

(erschienen in Handbuch Kriegstheorien 2011)

In Kriegen verschaffen sich politische und wirtschaftliche Interessen Geltung. Verknüpft mit ihnen können auch psychische Befindlichkeiten zu Kriegen drängen und die Art ihrer Austragung mitbestimmen. Die Psychoanalyse interessiert sich besonders für irrationale unbewusste Elemente des seelischen Geschehens. Im Folgenden soll mit ihrer Hilfe beispielhaft darauf hingewiesen werden, wie solche im Krieg wirksam werden können.

Krieg und Tod

Im Ersten und Zweiten Weltkrieg beschwor die deutsche Propaganda den „Heiligen deutschen Krieg“. Fundamentalistische islamische Terroristen proklamieren heute den „Heiligen islamischen Krieg“ und der amerikanische Präsident Bush rief zum militärischen „Kreuzzug“ gegen sie auf. Dass Kriege mehr oder weniger offen als heilige Kriege geführt werden, wurzelt in der Beziehung des Krieges zum Tötungstabu. Das Tötungstabu ist ein zentrales Tabu jeder Kultur, das im Christentum und in anderen Hochreligionen universalisiert wird und so das Leben aller Menschen schützen soll. In religiös geprägten Gesellschaften ist das Tötungstabu ein heiliges Tabu; auch in modernen Gesellschaften, die ihre sozialen Normen nicht mehr religiös begründen, wird dem Verbot, anderen Menschen das Leben zu rauben, ein herausragender Stellenwert für das menschliche Zusammenleben beigemessen. Zu seinem Schutz wird die Staatsgewalt eingesetzt, die es mit Hilfe der Polizei, Gerichten und Gefängnissen verteidigt.

Im Krieg wird das Tötungstabu aufgehoben. Es kommt sogar zu seiner Umkehrung, wenn der Staat von seinen Soldaten fordert: ‚Du sollst andere Menschen töten.‘ Die Außerkraftsetzung eines heiligen Tabus verlangt besonders heilige Begründungen. Diese Tabu darf nur seine Geltung verlieren, wenn alles Heilige als bedroht erscheint. In gegenwärtigen westlichen Gesellschaften muss die Aufhebung des Tötungstabus mit der Verteidigung ihrer höchsten kulturellen Werte begründet werden: der Krieg darf nie bloß mit der Verteidigung von Interessen legitimiert werden. Der Feind muss immer das teuflische Böse repräsentieren, und das eigene Lager immer als Verkörperung des Guten erscheinen. Die eigene Aggressivität muss geleugnet und als abgespaltene auf den Gegner projiziert werden. Der heilige Krieg

verlangt, dass er immer als Notwehrakt gegen einen heimtückischen Feind dargestellt wird, der friedliebende Völker dazu gezwungen hat, zu den Waffen zu greifen.

Die Aufhebung von Gewalttabus durch den Staat schwächt das Über-Ich seiner Bürger und die in ihm enthaltenen moralischen Ansprüche. Das kann eine allgemeine Verrohung der Gesellschaft begünstigen. Freud bemerkte während des Ersten Weltkrieges: „Man darf sich auch nicht darüber verwundern, dass die Lockerung aller sittlichen Beziehungen zwischen den Großindividuen der Menschheit eine Rückwirkung auf die Sittlichkeit der Einzelnen geäußert hat, denn unser Gewissen ist nicht der unbeugsame Richter, für den die Ethiker es ausgeben, es ist in seinem Ursprung soziale Angst und nichts anderes. Wo die Gemeinschaft den Vorwurf aufhebt, hört auch die Unterdrückung der bösen Gelüste auf, und die Menschen begehen Taten von Grausamkeit, Tücke, Verrat und Rohheit, deren Möglichkeit man mit ihrem kulturellen Niveau für unvereinbar gehalten hätte“ (Freud 1974a: 39). Deshalb fallen Kriege immer schlimmer aus, als vor ihrem Beginn angenommen wurde. Vorher nicht geplante Gewaltexzesse sind im Krieg unvermeidbar. Auch außerhalb des Bereiches des unmittelbaren Kriegsgeschehens führt die Aufhebung des Tötungstabus leicht zu destruktiven Einstellungen, die besonders Minderheiten zu spüren bekommen.

Die besondere kulturelle Bedeutung des Tötungstabus verweist auf die ungeheure Macht der Aggressivität, die es bannen soll und die im Krieg offen zum Ausdruck kommt. Freud bemerkte: „Ein so starkes Gebot kann sich nur gegen einen ebenso starken Impuls richten. Was keines Menschen Seele begehrt, braucht man nicht zu verbieten, es schließt sich von selbst aus. Gerade die Betonung des Gebotes: Du sollst nicht töten, macht uns sicher, dass wir von einer unendlich langen Generationsreihe von Mördern abstammen, denen die Mordlust, wie vielleicht noch uns selbst, im Blute lag“ (Freud 1974a: 56). Wenn im Krieg Tötungs- und Gewalttabus aufgehoben sind, kann Aggressivität freigesetzt werden, die ansonsten nur latent vorhanden oder anders gebunden ist. Freud hat angenommen, dass zur anthropologischen Grundausstattung des Menschen ein angeborener Aggressionstrieb gehört, der sich im Krieg Bahn bricht. Andere psychologische Theoretiker sehen in der menschlichen Aggressivität eine Reaktion auf Versagungen beziehungsweise narzisstische Kränkungen.

Die Annahme einer allgemein vorhandenen aggressiven Triebausstattung, die sich im Krieg Geltung verschafft, hat einiges für

sich. Sie verführt aber leicht dazu, dass die vielfältigen Formen, die Aggressivität im Krieg annehmen kann, zu wenig zu beachtet werden. Die Aggressivität von Zivilisten unterscheidet sich von der von Soldaten, deren Aggressivität durch das soldatische Training eine spezifische Gestalt erhalten hat. Im Kampfgeschehen kann die Aggressivität in verschiedenartigen Formen des Krieges sehr unterschiedliche Erscheinungsformen annehmen. Wenn im ritterlichen Zweikampf ein konkreter Gegner bekämpft wird, ist eine andere Form der Aggressivität wirksam, als wenn der Feind im modernen industrialisierten Krieg nur noch eine Art unsichtbares ‚Menschenmaterial‘ darstellt, das mit Hilfe von Fernwaffen vernichtet werden soll. Der Einsatz von modernen Fernwaffen fordert eher das Interesse an deren perfektem technischem Funktionieren, als an einem offenen Ausleben von Aggressivität. Je weniger Gegner als konkrete Individuen in Erscheinung treten, desto leichter kann es sein, sie zu töten. Ein gesichtsloser anonymer Feind macht es möglich, moralische Hemmungen beim Töten von Menschen auszuschalten. Paradoxe Weise kann es weniger schwer fallen, zahllose andere Menschen zu töten, als einer besonderen Person das Leben zu rauben. Mit besonderen Einzelnen kann man sich identifizieren, mit zahllosen Anderen ist dies kaum noch möglich.

Aggressivität von Soldaten kommt beim Kriegseinsatz im Rahmen militärischer Verbände zum Ausdruck. Freud hat das Militär als „organisierte Masse“ analysiert, in der die Freisetzung von Aggressivität erleichtert ist (Freud 1974b: 61ff). Wenn sich Soldaten mit ihren militärischen Führern identifizieren und sich damit verbunden zugleich untereinander identifizieren, entsteht eine Massensituationen, in der Aggressionshemmungen reduziert sind. Das Militär beruht auf Befehl und Gehorsam, der Soldat hat vor allem die Befehle seiner Vorgesetzten auszuführen. Das bedeutet zugleich, dass ihm die Verantwortung für sein individuelles Handeln weitgehend abgenommen wird: Das erleichtert die Überwindung von Tötungshemmungen.

Die Aggressivität, die gegen den Feind zum Ausdruck kommt, hat auch eine enge Verbindung mit der Aggressivität, die intern in militärischen Verbänden geschürt wird. Die oft demütigende militärische Ausbildung und die Befehle der Vorgesetzten, welche die Soldaten in die Hölle an der Front schicken, erzeugen notwendig Hass gegen jene Vorgesetzten. Da die Aggressivität nicht gegen die Vorgesetzten gerichtet werden kann, muss diese auf den Feind verschoben werden. Das sich so das Bild des Feindes mit den projizierten eigenen Aggressionen vermischt, wird es leichter, ihn mit

allen Mitteln zu bekämpfen. Das dadurch verzerrte Bild des Feindes erschwert es aber zugleich auch, seine Realität zur Kenntnis zu nehmen, was zu strategischen Fehleinschätzungen verführt und es erschwert, nach Kriegsende Frieden und Versöhnung zu Stande zu bringen.

Die irrationalen Züge des heiligen Krieges werden durch eine irrationale Beziehung zum Tod unterstützt. Der Krieg bedroht die Soldaten auf dem Schlachtfeld oder die Zivilbevölkerung in der Heimat mit der Vernichtung. Diese Todesdrohung kann vielerlei Auswirkungen haben. Mit ihrer Hilfe kann man den militärischen Gegner zur Unterwerfung unter den eigenen Willen zwingen oder sie kann pazifistische Neigungen wecken, die sie aus der Welt schaffen wollen. Die Vernichtungsdrohung kann psychische Energien lähmen, aber der sich verstärkt aufdrängende Gedanke an ein mögliches baldiges Lebensende kann auch die Erfahrung, lebendig zu sein, intensivieren und so Vitalität freisetzen. Deshalb kann die Gefahr bewusst oder unbewusst gesucht werden.

Dass die Beziehung zum Tod, vor allem die Beziehung zum eigenen Tod, nie nur vernünftige Züge annehmen kann, beeinflusst auch die Beziehung zum Tod im Krieg. Da kein Lebendiger bisher seinen Tod überlebt hat und ihn deshalb aus eigenem Erleben nicht kennt, bleibt der Tod immer eine Art schwarzes Loch, auf das vielerlei projiziert werden kann. Freud bemerkt: „Der eigene Tod ist ja auch unvorstellbar und sooft wir den Versuch machen, können wir bemerken, dass wir eigentlich als Zuschauer weiter dabei bleiben. So konnte in der psychoanalytischen Schule der Ausspruch gewagt werden: im Grunde glaubt niemand an seinen eigenen Tod, oder was dasselbe ist: im Unbewussten ist jeder von uns von seiner Unsterblichkeit überzeugt“ (Freud 1974a: 49). Das Unbewusste kennt keinen Tod, es gebärdet sich wie unsterblich. „Was wir unser ‚Unbewusstes‘ heißen, kennt überhaupt nichts Negatives, keine Verneinung und kennt damit auch nicht den eigenen Tod, dem wir nur einen negativen Inhalt geben können“ (ebd. S.56). Das Unbewusste glaubt nicht an den Tod, was das Bewusstsein dazu drängt, ihn zu verleugnen. Die Unfähigkeit, den eigenen Tod wirklich zu akzeptieren, begünstigt die Zustimmung zu Kriegen und das Heldentum im Kriege. Es fördert eine Einstellung, die insgeheim darauf setzt, dass einem im Krieg - trotz aller Gefahren - nichts passieren kann, dass allenfalls andere ihm zum Opfer fallen. Das Unbewusste hilft zugleich Unsterblichkeitsfantasien hervorzubringen, die der Verleugnung oder Verharmlosung der Schrecklichkeit des Sterbens im Krieg dienen können. Der ‚Heldentod‘ im Krieg kann

unsterblichen Ruhm versprechen, in einem religiösen Horizont kann den Toten für das Opfer ihres Lebens eine Belohnung in einer anderen, besseren Welt versprochen werden. Toten Helden werden von der Nachwelt Denkmäler errichtet, die der Vergänglichkeit entgegenstehen. Auch das Militär pflegt Totenkulte, die das Gefühl vermitteln sollen, dass die Gefallenen in seinem ‚Leib‘ weiter existieren.

Krieg und Männlichkeit

Kriege sind an bestimmte Vorstellungen und Existenzformen von Männlichkeit gebunden. Der feudale Ritter muss seine Mannesehre mit dem Schwert verteidigen können. In der Epoche des Nationalstaates galt nur der wirklich als Mann, der bereit war, mit der Waffe in der Hand für sein Vaterland einzustehen. Das Militär verheißt eine Art Initiationsritus, der den Zugang zur Männlichkeit erlauben soll. In ‚primitiven‘ Gesellschaften werden Jünglinge während solcher Riten ihren Müttern und anderen Frauen entzogen und fern von zuhause der Kontrolle älterer Männer unterworfen. Man schult sie in der Waffenhandhabung, sie müssen strapazierende Märsche durchstehen und Schmerzen ertragen lernen, ohne zu klagen. Am Ende der Riten werden sie feierlich zu vollwertigen Männern erklärt. Ähnliches kann auch mit dem modernen Wehrdienst verbunden werden. Nichts ist für den Kriegsherrn Adolf Hitler so geeignet, Männer hervorzubringen, wie das Militär. „In dieser Schule soll der Knabe zum Mann gewandelt werden.“ (Hitler 1936: 458)¹. „Was für das Mädchen die Begegnung mit dem Mann, das ist für ihn der Krieg. Wenige Tage genügen, aus dem Knaben einen Mann zu machen“ (Hitler 2000:71). Nach dem Militärdienst soll der Soldat nach Hitlers Vorstellung eine Urkunde erhalten, die ihn als Mann zugleich für tauglich zum Staatsbürger und zum Ehemann erklärt (Hitler 1936:459). Dass man sich vom Militär einen Zugang zur Männlichkeit verspricht, gilt in anderer Form auch noch für die Bundeswehr der Nachkriegszeit. (Siehe hierzu Birckenbach 1981) Untersuchungen zeigen, dass junge Männer vor allem ihren Wehrdienst abzuleisten wollen, wenn sie das Militär als Ort männlicher Bewährungen sehen, an dem sie bestehen wollen. Man lässt sich nicht in erster Linie zur Bundeswehr einberufen, weil man sein Vaterland oder die demokratische Ordnung der Bundesrepublik verteidigen will, sondern weil man von Mutter und Familie weg will und sich von der Bundeswehr einen Härte- und Abenteuer verspricht, durch die man sich als Mann beweisen kann.

¹

Die militärische Ausbildung verbindet Männlichkeit mit Gewaltbereitschaft. Die starken sexuellen Regungen junger Männer können während der militärischen Ausbildung mit der Bereitschaft zu destruktiven Handlungen verknüpft werden. Junge Männer können mit Hilfe der soldatischen Ausbildung dazu gebracht werden, ihre sexuelle Potenz mit militärischer Kampfbereitschaft zu verschweißen. Der amerikanische Psychoanalytiker Chaim Shatan schreibt über die Kampfgrundausbildung in der amerikanischen Armee: „Eine angewandte Methode stellt die totale Trennung vom weiblichen Geschlecht dar; dieses macht die ungerichteten sexuellen Triebkräfte der Jugendlichen nutzbar für das Ziel des Tötens und kanalisiert sie zu einer künstlichen Gruppenmännlichkeit. In der Kampfgrundausbildung nützt legitimierte Gewalt sadomasochistische und onanistische Vorstellungen aus; diese drehen sich vor allem um Eroberung und um Verschleuderung von Manneskraft. Erotisierung der Gewalt fördert die Kampffessüchtigkeit“ (Shatan 1983: 226). In einer rauschhaften Lust an kriegerischer Gewaltausübung, die zugleich der Abwehr von Angst dient, kann unterschwellig ein solchermaßen transformiertes sexuelles Begehren zum Ausdruck kommen. Ernst Jünger hat in seinen Texten über den Ersten Weltkrieg auf die Verbindung von Sexualität und Gewalt im Krieg hingewiesen, seine Äußerungen können als Illustration von Shatans Feststellung begriffen werden. In einer Sprache, die den Schrecken mit Hilfe der Ästhetisierungen verschleiert, äußert er: „Oh, Leben du! Noch einmal, einmal noch, vielleicht das letzte! Raubbau treiben, prassen, vergeuden, das ganze Feuerwerk in tausend Sonnen und kreisenden Flammenrädern verspritzen, die gespeicherte Kraft verbrennen vorm Gang in die eisige Wüste. Hinein in die Brandung des Fleisches, tausend Gurgeln haben, dem Phallus schimmernde Tempel errichten“ (Jünger 1922: 32).

Der militärische Einsatz erzeugt vielerlei intensive Körpererfahrungen, die zumeist mit der Beziehung zu den Kameraden verbunden sind. Das provoziert homosexuelle Regungen: „Wie nicht anders zu erwarten, dringen in der Armeesituation jedenfalls unbewusste Wünsche, sich auf körperliche Aktivitäten mit dem gleichen Geschlecht einzulassen an die Oberfläche“ (Eissler 1982: 20). Diese homosexuellen Regungen sind in Armeen zumeist extrem tabuisiert, was auf ihre geheime Stärke gleichgeschlechtlicher Neigungen hinweist. Diese latente Homosexualität kann in den sadistisch gefärbten Drang verschoben werden, andere Männer, in Gestalt von Feinden, dem eigenen Willen zu unterwerfen und sie durch das gewaltsame Eindringen in ihren Leib zu vernichten. Ernst

Jünger formuliert: „Der Anblick des Gegners bringt neben letztem Grauen auch Erlösung von schwerem, unerträglichem Druck. Das ist die Wollust des Blutes, die über dem Kriege hängt wie ein rotes Sturmsegel über schwarzer Galeere, an grenzenlosem Schwunge nur der Liebe verwandt“ (Jünger 1920: 8). Der Kontakt der feindlichen Männer während des Massakers an der Front kann rauschhafte Züge annehmen. „Unter allen nervenerregenden Momenten des Krieges ist keiner so stark, wie die Begegnung zweier Stoßtruppführer zwischen den engen Lehmwänden des Grabens. Da gibt es kein Zurück und kein Erbarmen. Blut klingt aus dem schrillen Erkennungsschrei, der sich wie Alpdruck von der Brust ringt“ (Jünger 1929: 210). Wenn Männer ihren Gegnern das Bajonett in den Leib rammen, kann das nahezu orgiastische Erlebnisse auslösen: „Der Kämpfer, dem während des Anlaufs ein blutiger Schleier vor den Augen wallt, will nicht gefangen nehmen, er will töten. Er hat jedes Ziel aus den Augen verloren und steht im Banne gewaltiger Urtriebe. Erst wenn Blut geflossen ist, weichen die Nebel aus seinem Hirn; er sieht sich um wie aus einem schweren Traum erwachend. Erst dann ist er wieder ein moderner Soldat, imstande, eine neue taktische Aufgabe zu lösen“ (ebd.: 234).

Eine besondere Rolle spielen im Krieg Liebesbindungen an Kameraden. Militärpsychologen haben herausgefunden, dass die Soldaten, psychologisch betrachtet, in erster Linie für ihre Kameraden kämpfen und dass Kriegstraumatisierungen deshalb fast immer mit dem Verlust von Kameraden verknüpft sind. Audie Murphy, der im Zweiten Weltkrieg am höchsten dekorierte amerikanische Soldat, antwortete auf die Frage, was ihn dazu bewegt habe, seine Feinde besonders todesmutig zu bekämpfen: „Sie haben meine Freunde getötet“ (zitiert nach Grossman 1996: 155). Die Bedrohungen des Krieges schweißen Männer zusammen; zu Kriegskameraden kann so eine aus der Not geborene sehr enge Bindung zustande kommen, die auch nach dem Krieg fort dauert. Die Isolierung von Frauen und Familien drängt Männer beim Militär zu intensiven Beziehungen untereinander. Im gemeinsamen Kampf gegen tödliche Bedrohungen durch den Feind, ebenso wie in Verbindung mit der oft schwierigen Organisation des Frontalltags, können sich Formen besonderer Fürsorglichkeit entwickeln. Der amerikanische Militärpsychiater Shay bemerkt: „Der Kampf weckt eine Leidenschaft für gegenseitige Fürsorge unter den gemeinsamen Kampfgefährten, die nur mit den frühesten und tiefsten familiären Bindungen zu vergleichen ist“ (Jay 1994: 78). Der Krieg fördert nicht nur den Hass, sondern auch eigentümliche Formen der Liebe.

Die beim Militär übliche rigide Trennung der Männer von Frauen begünstigt starre Geschlechterrollenstereotype. Auch wo Frauen in modernen Armeen zugelassen sind, möchte man sie zumindest aus Kampfhandlungen ausschließen. Eine soldatische Orientierung an physischer Stärke und harter, rücksichtsloser Kampfbereitschaft passt nach der üblichen Einstellung von Militärs nicht zu Frauen. Durch eine solche Aufspaltung der Geschlechterrollen wird das Schwache, Weiche, Sensible dem Weiblichen zugeordnet, während Härte gegen Andere und sich selbst mit dem Männlichen assoziiert wird. Diese Aufteilung erschwert es Männern, an sich selbst Gefühle der Hilflosigkeit, der Angst oder der Trauer zu akzeptieren und begünstigt damit die Bereitschaft, sich dem eigenen Leben und dem Leben anderer gegenüber gleichgültig zu verhalten.

Die Männlichkeit, die das Militär propagiert und zu erzeugen verspricht, zeigt insgeheim Züge einer Pseudomännlichkeit, die von Einstellungen lebt, die sich durchaus dem verpönten Weiblichen zurechnen lassen. Der junge Mann, der beim Militär herangebildet wird, wird dabei stillschweigend auch einer Art Feminisierung unterzogen. Die soldatischen Männer, die als besonders männlich gelten, werden während ihrer Ausbildung auch in gewisser Weise ihrer Männlichkeit beraubt. Erdheim bemerkt: „Hinter den Mauern der Kaserne muss der Rekrut erst einmal die Frauenrolle, so wie sie in unserer Gesellschaft üblich ist, zu spielen lernen: Er übt mit höchster Präzision das Bettenmachen, Aufräumen und Putzen. Unversehens merkt er, dass er sich laufend infrage stellen muss, ob er auch richtig angezogen sei, ob sein Gewand richtig sitze und der Gelegenheit entspreche oder nicht.“ (zitiert nach Brockhaus1997: 72) Die Überbetonung des Männlichen beim Militär lebt von einer Leugnung ‚weiblicher‘ Züge, die es insgeheim fördert. Die Bereitschaft zu Selbstaufgabe, Ergebenheit, Unterordnung oder treuer Pflichterfüllung, die von Soldaten verlangt wird, wird traditionell eher dem Weiblichen als dem Männlichen zugeordnet.

Krieg ohne Ende

Kriege hören nie ganz auf, jeder Krieg stellt eine Art Fortsetzung vorhergehender Kriege dar. Lehren, die Politiker und Militärs aus ihren Kriegen ziehen, bestimmen entscheidend mit, wie sie den nächsten führen. Siege sollen wiederholt, Niederlagen durch den Triumph über einen Gegner ungeschehen gemacht werden. Sofort nach der Niederlage im Ersten Weltkrieg planten deutsche Militärs, wie der nächste Großkrieg zu gewinnen sei. Nach ihrer verlustreichen Niederlage im lange dauernden Vietnamkrieg, der die Soldaten

demoralisierte, wurden die darauffolgenden Kriege von den USA vor allem als Kriege mit ferngesteuerten Waffen geplant, die im Idealfall ohne eigene Verluste ausgetragen und sehr schnell beendet werden sollten. Neue Kriege erlauben aber nicht nur zu demonstrieren, dass man aus vorherigen gelernt hat, sie zeigen nicht selten auch eine Tendenz zum Wiederholungszwang, der dazu nötigt, Fehler oder Niederlagen zu reproduzieren. Im Zweiten Weltkrieg wiederholten deutsche Militärs nahezu zwanghaft ihre Niederlage aus dem Ersten, die sie mit allen Mitteln ungeschehen zu machen suchte (Siehe hierzu Vinnai 2004).

Der Zweite Weltkrieg wurde vor dem Hintergrund des Ersten geführt. Heutige Kriege werden hingegen immer vor dem Hintergrund des Zweiten Weltkrieges erlebt und interpretiert. Kriegsgegner verurteilen Bombardierungen im Kosovokrieg oder im Irak vor dem Hintergrund der traumatischen Erfahrungen mit Städtebombardierungen im Zweiten Weltkrieg. Kriegsbefürworter hingegen legitimieren militärische Einsätze üblicherweise mit dem Hinweis darauf, dass der letzte Weltkrieg, als Krieg der Alliierten gegen den Nationalsozialismus, die Notwendigkeit militärischer Einsätze gegen terroristische politische Regime bewiesen habe. Sie vergessen dabei allerdings meistens, dass das faschistische Terrorregime nicht zuletzt als Produkt eines vorausgegangenen Krieges, nämlich des Ersten Weltkrieges, verstanden werden muss. Der Erste Weltkrieg hat viele deutsche Soldaten, die nach ihm sozial entwurzelt waren, so mit Brutalitätsumstern ausgestattet, dass sie dem Nationalsozialismus als Kerntuppe dienen konnten. Wo gegenwärtige Kriege mit dem Hinweis auf den Krieg gegen den deutschen Faschismus legitimiert werden, besteht die Tendenz, beim militärischen Gegner immer eine Art Hitlerersatz zu suchen. Der Serbenführer Milosevic oder Saddam Hussein haben, vor allem in der amerikanischen Kriegspropaganda, die Aufgabe, den Hitlerstellvertreter zu symbolisieren. Das historisch Besondere solcher Figuren und ihre Verflechtung mit ganz unterschiedlichen sozialen Milieus gerät so aus dem Blickfeld. Ein rationaler Umgang mit ihnen, bzw. ein angemessener Kampf gegen sie, wird auf diese Weise erschwert.

Kriege hören nie ganz auf, sie gehen in der Psyche der Menschen in mancher Hinsicht immer weiter. Im Verlauf von Kriegshandlungen werden mit der Aufhebung des Tötungstabus ungeheure Leidenschaften freigesetzt, die später nur schwer wieder unter Kontrolle zu bringen sind. Kriege führen bei Soldaten und der Zivilbevölkerung in großem Ausmaß zu Traumatisierungen, die auch nach Kriegsende fortwirken. Hunderttausende von amerikanischen

Vietnamveteranen leiden seit dem Vietnamkrieg unter schweren posttraumatischen Störungen (Schlafstörungen, Angst vor Nähe, Verfolgungsängste, Gewaltausbrüche), die ihre psychische Rückkehr in die zivile Realität bis heute erschweren. Frauen, die im Krieg vergewaltigt wurden, sind häufig so schwer psychisch belastet, dass es ihnen kaum möglich ist, psychisch wieder in die Normalität der Vorkriegszeit zurückzufinden. Kinder die Kriegstraumatisierungen erlitten haben, bekommen diese ein Leben lang und das vor allem im Alter zu spüren (Siehe hierzu Radebold 2009). Das Trauma hat den Reizschutz der Psyche durchbrochen und sich, verbunden mit der Erfahrung extremer Hilflosigkeit, in die Psyche eingeschrieben. Es wirkt in ihr wie eine Art Fremdkörper fort, der sich der sprachlichen Bearbeitung entzieht und so zeitlos seine Macht behalten kann. Es sorgt für affektive Erstarrung und den Verlust des Vertrauens in die Umwelt (Zum Traumabegriff der Psychoanalyse siehe Bohleber 2000).

Dass jeder Krieg in gewisser Weise die Fortsetzung eines vorherigen Krieges darstellen kann, ist auf der psychologischen Ebene nicht zuletzt eine Konsequenz des Fortwirkens von Kriegstraumatisierungen bei Soldaten. Diese zeigen die Tendenz, zu dem zu führen, was der amerikanische Psychiater Chaim Shatan als „militarisierte Trauer“ (Shatan 1983) bezeichnet hat. Eine Verarbeitung von Kriegstraumata, die zur Friedensfähigkeit führt, verlangt, dass die in sie eingehenden schmerzlichen Verluste von Freunden, Kameraden und Verwandten, ebenso wie die von Idealen und Träumen, angemessen betrauert werden. Eine solche Trauerarbeit fordert menschliche Anteilnahme und eine gesicherte soziale Situation in Friedenszeiten. Wo diese nicht vorhanden sind, wirkt in der Psyche eine Tendenz zum Wiederholungszwang, die dazu drängt, sich von ungelösten inneren Spannungen, welche die Kriegserfahrungen erzeugt haben, durch die Flucht in immer neue Gewalttaten zu entlasten. Bei posttraumatischen Persönlichkeitsstörungen aufgrund von Kriegserfahrungen kommt es nach der Einsicht des amerikanischen Militärpsychiaters Jonnathan Shay leicht zu einem „Umschlagen von Leid in Wut“ (Jay 1994: 93). Für viele Vietnamveteranen gilt nach Shay: „Die Ersetzung von Trauer durch Zorn über viele Jahre wurde zu einer festen Lebensform“ (ebd.: 94). Die längerfristige Unterdrückung des Schmerzes und die Unmöglichkeit, ihn zusammen mit anderen trauernd zu bearbeiten, kann eine Person in den Käfig einer chronischen Rachsucht sperren. Eine nicht gelingende Trauerarbeit verhindert die psychische Abrüstung. Die nicht geweinten Tränen erzeugen den Drang, statt ihrer immer neues Blut zu vergießen. Militarisierte Trauer bestimmt

sicherlich zu weiten Teilen die Gewaltanwendung im Nahostkonflikt, auf dem Balkan oder in Afghanistan, das seit mehr als dreißig Jahren keinen Frieden mehr kennt und in dem nahezu alle zivilen Strukturen zerstört sind.

Militarisierte Trauer bestimmte auch das Wesen Adolf Hitlers und vieler seiner faschistischen Kampfgenossen nach dem Ersten Weltkrieg (siehe hierzu Vinnai 2004). Er war in diesem Krieg an der Westfront jahrelang traumatisierenden Vernichtungsdrohungen ausgesetzt und wurde durch Deutschlands Niederlage auf extreme Weise narzisstisch gekränkt, weil sie alle Opfer, die er als Frontsoldat erbracht hatte, sinnlos erscheinen ließen. Nach dem Ende des Krieges war er deshalb von Rachedgedanken besessen, die er in einem neuen Krieg zur Geltung zu bringen hoffte. Hitlers Lieblingsthema, selbst im privaten Kreis, war der Weltkrieg, auf den er fixiert blieb. Nach seiner Rückkehr aus den Schützengräben richtete sich sein Denken, Schreiben und Handeln vor allem auf eines: den Weltkrieg noch einmal zu führen und diesmal einen deutschen Sieg zu erkämpfen. „Der Weltkrieg, pflegte Hitler unablässig zu wiederholen, habe für ihn nie aufgehört.“ (Fest 1973: 832)

Dass Kriege in gewisser Weise nicht enden, bestimmt entscheidend die Beziehung zwischen dem Ersten Weltkrieg und den mit dem Zweiten verbundenen Gräueln. Der Erste Weltkrieg war der erste industrialisierte Vernichtungskrieg; er stellte eine Vorschule für die Vernichtungsaktionen innerhalb und während des Zweiten Weltkriegs dar. Der britische Militärgeschichtler John Keegan bemerkt: „Im Ersten Weltkrieg begann das fabrikmäßige Massentöten, das im zweiten seinen erbarmungslosen Höhepunkt erreichte“ (Keegan 2000a: 14). Der Zweite Weltkrieg und der Holocaust sind nur vor dem Hintergrund des Ersten wirklich zu verstehen. Keegan kommt in einer Analyse der Kriegsbiografie Hitlers während des Ersten und des Zweiten Weltkrieges zu folgendem Schluss: „Wie alle Infanteriesoldaten des Ersten Weltkrieges hatte Hitler aus den Schützengräben Erinnerungen mitgebracht, zu denen in früheren Zeiten kaum jemand verdammt war: Erinnerungen an Leichen, die wie Holzschelte auf dem Schlachtfeld verstreut waren oder in Massengräbern aufgeschichtet beerdigt wurden. Das menschliche Bindeglied zwischen dem Holocaust des Ersten Weltkrieges und dem der Konzentrationslager muss jedem, der zur Betrachtung der augenscheinlichen Gewissheit fähig ist, unleugbar erscheinen; wie hätte man ohne die vorherige Konditionierung in den Schützengräben, wo die Männer mit der physischen Tatsache der industrialisierten

Tötung vertraut gemacht wurden, genug Personal zur Überwachung der Ausrottungsverfahren finden können?“(Keegan 2000b: 448).

Dass Kriege die Tendenz zeigen, nie zu enden, verlangt von der Friedensarbeit, dass sie dieseui8 immer von neuem bearbeitet, um ihren fatalen Folgen entgegenzuwirken.

Literatur

- Birckenbach, Hanne (1981): Wehrdienst als Verlust – und Befreiung von der zivilen Lebensweise. In: Rainer Steinweg (Hg) Unsere Bundeswehr, Frankfurt 1
- Bohleber, Werner (2000): Die Entwicklung der Traumatheorie in der Psychoanalyse, Psyche 9/10, Stuttgart
- Brockhaus, Gudrun (1997): Schauder und Idylle. Faschismus als Erlebnisangebot, München
- Chatan, Chaim (1983): Militarisierte Trauer und Rachzeremoniell in: Passett, Modena (Hg.) Krieg und Frieden in psychoanalytischer Sicht, München
- Eissler, Kurt (1982): Die Seele des Rekruten. In: Kursbuch 67: Militär, Frankfurt
- Fest, Joachim (1873): Hitler. Eine Biographie, Berlin
- Freud, Sigmund (1974a): Zeitgemäßes über Krieg und Tod, Studienausgabe Bd. IX Frankfurt Main
- Freud Sigmund (1974b): Massenpsychologie und Ich-Analyse, Studienausgabe Bd. IX Frankfurt Main
- Grossman, Dave (1996): On Killing, Boston, Jew York, London
- Hitler, Adolf: Mein Kampf, München 1936
- Hitler, Adolf (2000): Monologe im Führerhauptquartier, Hg W. Jochmann, München
- Jünger, Ernst (1922): Der Kampf als inneres Erlebnis, Berlin
- Jünger, Ernst (1929): In Stahlgewittern, Berlin
- Keegan, John (2000a): Der Erste Weltkrieg, Reinbek
- Keegan, John (2000b): Die Maske des Feldherrn, Reinbek
- Radebold Hartmut (2009): Der dunkle Schatten der Vergangenheit, Stuttgart
- Shay, Jonathan (1994): Achill in Vietnam, Hamburg
- Vinnai, Gerhard (2004): Hitler - Scheitern und Vernichtungswut. Zur Genese des faschistischen Täters. Gießen
- Vinnai, Gerhard (2006): Der Drang zur Gewalt. - Zur Sozialpsychologie von Kriegsbereitschaft und Terrorismus, Zeitschrift für Kritische Theorie 22/23
- Vinnai, Gerhard (1984): Die Innenseite der Katastrophenpolitik. Zur Sozialpsychologie der atomaren Bedrohung. In: Weltuntergänge, Reinbek

Angaben zum Autor:

Gerhard Vinnai, bis 2005 Professor für analytische Sozialpsychologie an der Universität Bremen.

Adresse: Anna-Lühring-Str.19

28205 Bremen

vinnai@uni-bremen.de